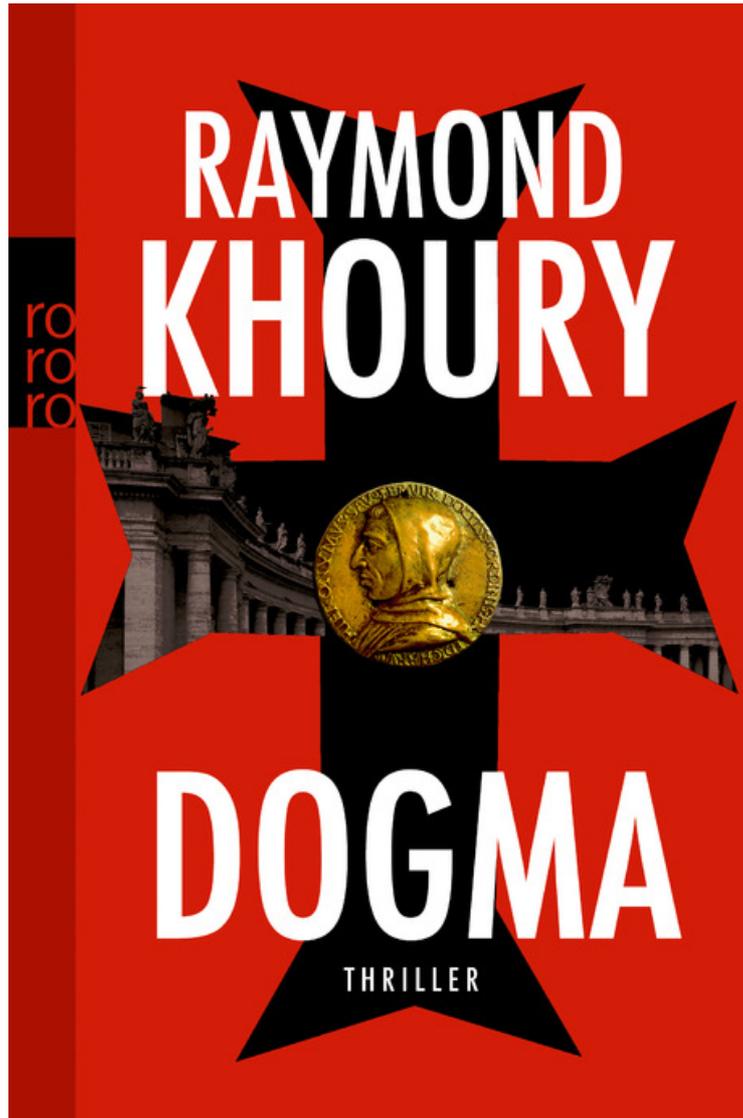


Leseprobe aus:

Raymond Khoury

Dogma



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg



Raymond Khoury, im Libanon geboren, wuchs in den USA auf. Er studierte Architektur und arbeitete in der Finanzbranche, bevor sein Debüt «Scriptum» erschien. Der Roman «Scriptum» (rororo 25641) wurde in 35 Sprachen übersetzt und erreichte eine Weltgesamtauflage von 5 Millionen. In Deutschland stand «Scriptum» monatelang auf Platz eins der Bestsellerliste. Es folgten die beiden Bestseller «Immortalis» (rororo 24475) und «Menetekel» (rororo 24476). Mit «Dogma» knüpft Khoury unmittelbar an die Geschichte von «Scriptum» an.

«Die ununterbrochene Spannung, der wachsende Berg an Toten und der faszinierende historische Hintergrund werden die Leser in ihrem Bann halten.» (Publishers Weekly)

«Eine sehr gut konstruierte Mischung aus historischer Mystery und Actionthriller.» (Booklist)

RAYMOND  
KHOURY  
**DOGMA**

THRILLER



Aus dem Englischen von  
Anja Schünemann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel « The Templar Salvation »  
bei Dutton/Penguin Group, New York.

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Mai 2011  
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
« The Templar Salvation » Copyright © 2010  
by Raymond Khoury  
Redaktion Werner Irro  
Umschlaggestaltung Sarah Heiß, any.way, Hamburg  
(Foto: Italien School, Buena Vista Images, getty images)  
Satz aus der Arno Pro (PageOne)  
bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 25638 7

## PROLOG



### Konstantinopel – Juli 1203

«Duckt Euch und vermeidet jedes Geräusch», flüsterte der grauhaarige Mann, während er dem Ritter half, den Wehrgang zu erklimmen. «Auf dem Festungswall wimmelt es von Wachen, durch die Belagerung sind alle in höchster Alarmbereitschaft.»

Everard von Tyros sah sich suchend um, ob in der Dunkelheit eine Gefahr lauerte, doch es war kein Mensch in der Nähe. Die Türme zu beiden Seiten waren so weit entfernt, dass die flackern- den Fackeln der nächtlichen Wachen dort in der mondlosen Nacht kaum auszumachen waren. Der Hüter hatte die Stelle gut gewählt. Wenn sie rasch handelten, bestand tatsächlich die Mög- lichkeit, die Befestigungsanlagen unbemerkt zu überwinden und in die Stadt einzudringen.

Ob es ihnen allerdings gelingen würde, sie ebenso unbemerkt auch wieder zu verlassen – das war eine andere Frage.

Everard ruckte dreimal am Seil, das Zeichen für die fünf Rit- ter seiner Bruderschaft, die unten im Schatten der mächtigen äußeren Mauer warteten. Einer nach dem anderen kletterte an dem geknoteten Seil hinauf, der Letzte zog es hinter sich hoch. Mit gezückten Schwertern schlichen sie schweigend im Gänse- marsch hinter ihrem Verbündeten her. An der inneren Mauer ließen sie das Seil wieder hinab. Minuten später hatten alle wie- der festen Boden unter den Füßen. Sie folgten einem Mann, dem

keiner von ihnen je zuvor begegnet war, hinein in eine Stadt, die sie nie zuvor betreten hatten.

Jederzeit darauf gefasst, entdeckt zu werden, duckten sie sich tief. Statt der traditionellen weißen Umhänge mit dem roten Tatzenkreuz, dem Zeichen ihres Ordens, trugen sie schwarze Wappenröcke über dunklen Tuniken. Ihre wahre Identität zu erkennen zu geben war nicht ratsam. Nicht, wenn sie sich in feindlichem Gebiet bewegten, und erst recht nicht, wenn sie heimlich in eine Stadt eindrangen, die von den Kreuzrittern von Papst Innozenz belagert wurde. Schließlich waren sie selbst Kreuzritter. Für die Bevölkerung von Konstantinopel galten die Templer als Männer des Papstes. Sie waren der Feind. Und Everard war sich voll und ganz bewusst, welches grausige Schicksal Ritter erwartete, die hinter den feindlichen Linien dem Gegner in die Hände fielen.

Aber der Kriegermönch betrachtete die Byzantiner nicht als Feinde, und er war auch nicht im Dienst des Papstes hier.

Ganz und gar nicht.

Christ gegen Christ, dachte er, während sie an einer nächtlich verschlossenen Kirche vorbeischlichen. Nimmt dieser Irrsinn denn kein Ende?

Hinter ihnen lag eine lange, beschwerliche Reise. Tagelang waren sie geritten, hatten sich nur kurze Pausen gegönnt und ihre Pferde fast zu Tode geschunden. Die Botschaft von den Hütern tief in der byzantinischen Hauptstadt war gänzlich überraschend gekommen – und sie war zutiefst beunruhigend. Die Stadt Zadar an der dalmatinischen Küste war unerklärlicherweise von der päpstlichen Armee belagert und erobert worden – unerklärlich, wenn man bedachte, dass es sich um eine christliche Stadt handelte, und nicht nur das, sogar um eine *katholische*. Inzwischen war die venezianische Flotte, mit der die plündernden Scharen des Vierten Kreuzzugs eingefallen waren, weitergezogen. Ihr nächstes Ziel war Konstantinopel, angeblich, um dem abgesetz-

ten, blinden Kaiser und seinem Sohn wieder auf den Thron zu verhelfen. Wenn man bedachte, dass die byzantinische Hauptstadt nicht einmal katholisch war, sondern griechisch-orthodox, und sich zudem dort vor einigen Jahrzehnten ein Massaker zugezogen hatte, waren die Aussichten für die Stadt alles andere als erfreulich.

So waren Everard und seine Rittergenossen in aller Hast von der Templerburg in Tortosa aufgebrochen. Sie waren nach Norden bis an die Küste geritten, dann weiter nach Westen, durch feindliches Gebiet, das von kilikischen Armeniern und muslimischen Seldschuken beherrscht wurde, durch das trockene, unwirtliche Kappadokien, wobei sie um jede Stadt und jede Siedlung einen Bogen machten und alles taten, um eine Begegnung mit Einheimischen zu vermeiden. Als sie die Gegend um Konstantinopel erreichten, hatte sich die Kreuzfahrerflotte – mehr als zweihundert Galeeren und Reiterzüge unter dem Kommando des gefürchteten Dogen von Venedig persönlich – bereits in den Gewässern verschanzt, die die bedeutendste Stadt ihrer Zeit umgaben.

Die Belagerung war in vollem Gange.

Die Zeit lief ihnen davon.

Als eine Patrouille Fußsoldaten vorbeimarschierte, zogen sie sich in einen dunklen Winkel zurück. Anschließend folgten sie dem Hüter über einen kleinen Friedhof zu einer Baumgruppe. Ein Pferdewagen erwartete sie hier. Die Zügel hielt ein grauhaariger Mann, dessen unbewegte Miene sein tiefes Unbehagen nicht verbergen konnte. Der Zweite der drei, dachte Everard und nickte dem Mann zu, während seine Kameraden hinten in das Fuhrwerk kletterten. Wenig später befanden sie sich auf dem Weg tief ins Herz der Stadt.

Durch einen schmalen Schlitz in der Wagenplane warf der kräftige Ritter hin und wieder einen Blick hinaus. Eine solche Stadt hatte er noch nie gesehen.

Obwohl es fast dunkel war, konnte er die Silhouetten majestätisch aufragender Kirchen und monumentaler Paläste ausmachen, Bauwerke von einer Größe, die er nicht für möglich gehalten hätte. Ihre bloße Zahl war beeindruckend. Rom, Paris, Venedig ... vor Jahren war es ihm vergönnt gewesen, all diese Städte kennenzulernen, als er seinen Großmeister auf einer Reise zum Pariser Tempel begleitete. Aber was er hier sah, stellte alles in den Schatten. Und als das Fuhrwerk schließlich sein Ziel erreichte, war der Anblick, der ihn erwartete, nicht weniger atemberaubend: ein erhabenes Bauwerk mit einer Reihe korinthischer Säulen an seiner Front, so hoch, dass die Kapitelle in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen waren.

Der dritte Hüter, der älteste der Männer, erwartete die Ankömmlinge auf dem obersten Absatz der mächtigen Vortreppe.

«Was ist dies für ein Gebäude?», fragte Everard ihn.

«Die Kaiserliche Bibliothek», erwiderte der Mann mit bedächtigem Nicken.

Everard konnte seine Verblüffung nicht verbergen. Die Kaiserliche Bibliothek?

Dem Hüter entging sein Gesichtsausdruck nicht, und ein leichtes Schmunzeln umspielte seine Lippen. «Wo könnte man etwas besser verbergen als direkt vor den Augen der Feinde?» Er wandte sich um und ging auf das Portal zu. «Folgt mir. Wir haben nicht viel Zeit.»

Die Männer geleiteten die Ritter die Stufen hinauf, durch das Vestibül und weiter, tief in das höhlenartige Gebäude hinein. Die Gänge waren menschenleer, und das nicht nur wegen der späten Stunde. Die Spannung in der Stadt war geradezu mit Händen zu greifen. Die feuchte Nachtluft war schwer von Angst, einer Angst, die durch die täglich zunehmende Ungewissheit und Verwirrung geschürt wurde.

Bei Fackelschein setzten sie ihren Weg fort, vorbei an den

weitläufigen Skriptorien, in denen der größte Teil des Wissens der Alten Welt versammelt war: Regale um Regale voller Schriftrollen und Kodizes, darunter auch Texte, die aus der lang verlorenen Bibliothek von Alexandria gerettet worden waren. Zuhinterst im Gebäude befand sich eine Wendeltreppe, die die Männer hinabstiegen. Weiter ging es durch ein Labyrinth enger Gänge und über eine zweite Treppe noch tiefer hinab. Ihre Schatten glitten über die Wände aus gesprenkeltem Kalkstein, bis sie schließlich einen unbeleuchteten Gang erreichten, von dem eine Reihe schwerer Türen abging. Einer der Hüter schloss die hinterste davon auf und schritt ihnen voraus. Sie fanden sich in einem weitläufigen Lagerraum wieder, einem von vielen, wie Everard annahm. Überall standen Truhen herum, und an den Wänden zogen sich spinnwebverhangene Regale entlang, in denen wiederum Schriftrollen und ledergebundene Kodizes gestapelt lagen. Die abgestandene Luft roch moderig, aber sie war kühl. Die Baumeister, wer auch immer sie gewesen sein mochten, hatten offenbar gewusst, dass die Räume nicht feucht werden durften, wenn die Pergamenthandschriften die Zeit überdauern sollten. Und das hatten sie – seit Jahrhunderten.

Genau deshalb waren Everard und seine Männer nun hier.

«Die Kunde ist nicht erfreulich», teilte der älteste der Hüter ihnen mit. «Dem Usurpator Alexius fehlt der Mut, dem Feind entgegenzutreten. Er ist gestern mit vierzig Divisionen ausgerückt, aber er hat es nicht gewagt, es mit den Franken und den Venezianern aufzunehmen. Er konnte gar nicht schnell genug zurück durch die Tore reiten.» Der Alte hielt inne, Verzweiflung in den Augen. «Ich befürchte das Schlimmste. Die Stadt ist so gut wie verloren, und wenn sie fällt ...»

Everard konnte sich vorstellen, welche Vergeltung die Latiner an den verängstigten Einwohnern der Stadt üben würden, wenn sie die Verteidigungslinien durchbrachen.

Das Massaker an den Latinern von Konstantinopel lag erst zwanzig Jahre zurück. Männer, Frauen, Kinder ... niemand war verschont worden. Tausende und Abertausende Menschenleben ausgelöscht in einem Blutrausch, wie man ihn nicht mehr gesehen hatte, seit beim Ersten Kreuzzug Jerusalem eingenommen worden war. Kaufleute aus Venedig, Genua und Pisa mit ihren Familien, die seit langem in Konstantinopel ansässig waren und in deren Händen der Seehandel und die Geldwirtschaft der Stadt lagen, die gesamte römisch-katholische Bevölkerung der Stadt – abgeschlachtet von den Einheimischen in einem plötzlichen Ausbruch von Zorn und Missgunst. Ihre Häuser waren in Brand gesteckt worden, ihre Gräber geschändet, die Überlebenden als Sklaven an die Türken verkauft. Den katholischen Geistlichen der Stadt war es nicht besser ergangen: Ihre griechisch-orthodoxen Feinde brannten ihre Kirchen nieder, der Repräsentant des Papstes wurde öffentlich enthauptet und sein Kopf einem Hund an den Schwanz gebunden, damit er ihn vor den Augen der johlenden Menge durch die blutbesudelten Straßen der Stadt schleifte.

Der alte Mann wandte sich um und führte die Ritter durch den Lagerraum zu einer Tür, die zum Teil hinter ein paar schwerbeladenen Regalen verborgen war. « Die Franken und die Latiner sprechen davon, Jerusalem zurückzuerobern, aber Euch und mir ist klar, dass es ihnen niemals gelingen wird », sagte er, während er sich an den Schlössern zu schaffen machte. « Ohnehin geht es ihnen nicht wirklich darum, die Grabeskirche wieder in Besitz zu nehmen. Nicht mehr. Das Einzige, woran ihnen jetzt noch liegt, ist, sich selbst zu bereichern. Und der Papst sähe nichts lieber, als dass dieses Reich fällt und die Kirche wieder der alleinigen Herrschaft Roms unterstellt wird. » Er drehte sich um, und sein Gesicht verdüsterte sich. « Man hat von jeher gesagt, allein die Engel im Himmel wüssten, wann unsere großartige Stadt fallen

wird. Ich fürchte, jetzt sind es nicht mehr nur die Engel, die es wissen. Die Männer des Papstes werden Konstantinopel einnehmen», sagte er zu den Rittern. «Und wenn es so weit ist, zweifle ich nicht daran, dass ein kleiner Trupp von ihnen nur ein Ziel haben wird: dies hier in Besitz zu nehmen.»

Damit öffnete er die Tür und führte sie hinein. Der Raum war leer bis auf drei große hölzerne Truhen.

Everards Herz schlug schneller. Als einer der wenigen in den höchsten Rängen des Ordens wusste er, was diese schlichten, schmucklosen Kisten enthielten. Und er wusste auch, was er jetzt zu tun hatte.

«Ihr werdet den Wagen mit den Pferden brauchen. Theophilus wird Euch noch einmal helfen», fuhr der alte Mann mit einem Blick zu dem jüngsten der drei Hüter fort, dem, der Everard und seine Männer in die Stadt geführt hatte. «Aber wir müssen uns beeilen. Die Lage kann jederzeit umschlagen. Man munkelt sogar, der Kaiser wolle aus der Stadt fliehen. Ihr müsst bei Tagesanbruch aufbrechen.»

«< Ihr > ... ? >», wiederholte Everard überrascht. «Was ist mit Euch? Ihr kommt doch mit uns?»

Der Ältere wechselte einen bekümmerten Blick mit seinen Gefährten, dann schüttelte er den Kopf. «Nein. Wir müssen dafür sorgen, dass man Eure Spur nicht findet. Die Männer des Papstes sollen ruhig denken, das, worauf sie aus sind, befände sich noch in der Stadt – so lange, bis Ihr außer Gefahr seid.»

Everard wollte etwas einwenden, aber er sah den Hütern an, dass es sinnlos wäre, sie umstimmen zu wollen. Ihnen war immer klar gewesen, dass es einmal eine Zeit wie diese geben könnte. Sie waren darauf vorbereitet worden, so wie alle Generationen von Hütern vor ihnen.

Sie luden die Truhen einzeln auf den Wagen. Vier Ritter trugen jeweils gemeinsam die schwere Last, während die beiden üb-

rigen Wache standen. Als sie aufbrachen, zeigten sich am Nachthimmel gerade die ersten Vorboten der Morgendämmerung.

Das Pege-Tor, das die Hüter ausgewählt hatten, war als einer der wenigen Zugänge zur Stadt in Benutzung. Es wurde von zwei Türmen flankiert, an der Seite gab es jedoch noch eine Nebenpforte. Durch diese würden sie hinausgelangen.

Als das schwerbeladene Pferdefuhrwerk mit den zwei verhüllten Gestalten auf der Kutschbank darauf zurumpelte, verstellten ihm drei Fußsoldaten den Weg.

Misstrauisch gebot ihnen einer mit erhobener Hand anzuhalten und fragte: « Wer da? »

Theophilus, der die Zügel hielt, hustete gequält, ehe er leise eine Antwort murmelte. Sie müssten dringend zum Kloster Zoodochos, gleich vor den Stadttoren gelegen. Everard, der neben ihm saß, sah schweigend zu, wie die Worte des Hüters ihre Wirkung taten. Der Wachmann schien interessiert, kam näher und bellte eine weitere Frage.

Unter der Kapuze seiner dunklen Tunika beobachtete der Templer, wie der Mann auf sie zukam. Er wartete, bis er nahe genug heran war, ehe er sich auf ihn stürzte und ihm den Dolch tief in den Hals stieß. Im selben Augenblick sprangen drei seiner Kameraden aus dem Fuhrwerk und brachten die anderen Wachen zum Schweigen, ehe diese Alarm schlagen konnten.

« Lauft », zischte Everard, als drei seiner Gefährten auf das Torhaus zurannten, während er und die zwei übrigen Ritter geduckt zu den Türmen hinaufspähten. Er gab Theophilus ein Zeichen, sich zu verstecken, wie sie es vereinbart hatten. Der alte Mann hatte seine Aufgabe erfüllt, und dies war nicht der richtige Ort für ihn. Everard war klar, dass jeden Moment die Hölle losbrechen konnte – was gleich darauf geschah, als zwei Wachen aus dem Torhaus kamen, gerade als die Ritter den ersten Querbalken geöffnet hatten.

Die Templer ergriffen ihre Schwerter und töteten die Wachmänner, ehe diese wussten, wie ihnen geschah. Einer der Männer konnte jedoch noch aufschreien, laut genug, um seine Gefährten in den Türmen zu alarmieren. Binnen Sekunden huschten Laternen und Fackeln in hektischem Hin und Her über das Bollwerk, und Alarmsignale erschollen.

Everard stellte mit einem raschen Blick zum Tor fest, dass seine Brüder sich noch immer abmühten, den letzten Balken zu lösen. Im selben Moment bohrten sich Pfeile in den ausgedörrten Boden neben ihm, direkt vor die Hufe ihrer Zugpferde. Jetzt war höchste Eile geboten. Wenn eines der Pferde verwundet würde, gäbe es für sie alle kein Entkommen mehr.

«Wir müssen fort!», brüllte er und schoss einen Bolzen aus seiner Armbrust auf die Silhouette eines Bogenschützen hoch über ihm. Der Mann stürzte rücklings von der Mauer. Everard und die beiden Ritter neben ihm luden ihre Armbrüste neu und schossen weitere Bolzen nach oben, um die Wachen in Schach zu halten. Endlich rief einer der Ritter am Tor ihnen etwas zu, und die Torflügel öffneten sich knarrend.

«Los, weg von hier», trieb Everard seine Männer an, doch während sie zurück zum Fuhrwerk hasteten, wurde der Ritter, der ihm am nächsten stand, getroffen. Der Pfeil schlitzte seine rechte Schulter auf und drang tief in den Brustkorb ein. Der Ritter – Odo de Ridefort, ein Bär von einem Mann – brach zusammen, und ein Blutstrom quoll aus der Wunde. Everard eilte zu ihm, half ihm auf und schrie nach den anderen. Im nächsten Moment waren sie alle bei ihrem verwundeten Ordensbruder. Drei von ihnen schickten Abweherschüsse nach oben, während die Übrigen ihm auf den Wagen halfen. Unter der Deckung der Armbrustschützen rannte Everard nach vorn. Ehe er auf die Kutschbank stieg, wandte er sich um und wollte Theophilus zum Dank und Abschied noch einmal zunicken, aber der Hüter war

nicht mehr da, wo er ihn zuletzt gesehen hatte. Dann entdeckte Everard ihn – nicht weit entfernt, reglos am Boden liegend mit einem Pfeil durch den Hals. Everard sah ihn nur einen Wimpernschlag lang an, aber das genügte, um den Anblick für immer in sein Gedächtnis einzubrennen. Dann sprang er auf den Wagen und trieb die Pferde an.

Noch ehe alle Ritter aufgestiegen waren, rollte der Wagen bereits so schnell es ging unter einem Hagel von Pfeilen durch das Tor aus der Stadt. Während Everard die Pferde eine Anhöhe hinauflenkte und den Weg nach Norden einschlug, warf er einen Blick über das funkelnde Meer unter ihnen, wo die Kriegsgaleeren an den Stadtmauern entlangzogen, flatternde Fahnen und Standarten am Achtersteven. An den Seiten prangten die Schilde, am Bug dräute der Rammsporn, und Mangonels und Leitern waren unheilverkündend aufgerichtet.

Irrsinn, war Everards letzter, quälender Gedanke, als er die erhabene Stadt hinter sich ließ – und damit auch die große Katastrophe, die diese Stadt schon sehr bald ereilen würde.

Auf dem Rückweg kamen sie langsamer voran. Zwar hatten sie ihre eigenen Pferde wieder, aber das sperrige Fuhrwerk mit seiner schweren Last hielt sie auf. Mit ihm konnten sie sich nicht von den vielbenutzten Fahrwegen fernhalten, wodurch sie mit Menschen und Städten in Berührung kamen. Schlimmer aber war das viele Blut, das Odo verlor. Sie konnten kaum etwas gegen die Blutung unternehmen, da sie alles daransetzen mussten, so schnell wie möglich voranzukommen. Und das Schlimmste von allem war: Sie waren jetzt keine Unbekannten mehr. Sie hatten die belagerte Stadt nicht so unbemerkt verlassen können, wie sie hineingelangt waren. Bewaffnete Männer würden ihnen nachstellen, und diesmal würden sie von außerhalb der Stadt kommen.

Diese Befürchtung bestätigte sich noch vor Sonnenuntergang am selben Tag.

Everard hatte zwei Ritter vorausgeschickt und zwei weitere beauftragt, die Nachhut zu bilden; Kundschafter, die sie rechtzeitig vor Gefahren warnen sollten. Gleich am ersten Abend zahlte sich seine Umsicht aus. Die Nachhut erspähte eine Kompanie fränkischer Ritter, die von Westen herangaloppierte und ihnen dicht auf den Fersen war. Everard schickte einen Reiter voraus, um die Vorhut zurückzurufen, dann verließ er den breiten Weg nach Südosten, wo die Kreuzritter sie sicher am ehesten vermuteten, und schlug sich mit seinen Leuten weiter östlich in die Berge.

Es war Sommer, und der Schnee war längst geschmolzen, dennoch war die Landschaft kahl und unwirtlich. Üppig grüne, sanfte Hügel wichen bald steilen, zerklüfteten Bergen. Es gab kaum Wege, die überhaupt mit einem Pferdewagen befahrbar waren, und die wenigen waren schmal und gefahrvoll, mitunter kaum breiter als die Spur der hölzernen Räder. Daneben gähnten schwindelerregend tiefe Schluchten. Und mit jedem Tag verschlechterte sich Odos Zustand. Als auch noch starker Regen einsetzte, wurde die ohnehin verzweifelte Lage noch hoffnungsloser, aber mangels anderer Möglichkeiten blieb Everard mit seinen Männern, soweit es ging, im Hochland. Sie mühten sich langsam vorwärts, ernährten sich von dem, was sie eben stehlen oder erjagen konnten, und füllten ihre Wasservorräte an den Gebirgsbächen auf. Bei Einbruch der Dunkelheit waren sie gezwungen anzuhalten. Sie verbrachten elende Nächte im Freien. Das ständige Bewusstsein, dass ihre Verfolger noch immer nach ihnen suchten, zerrte an ihren Nerven.

Wir müssen den Rückweg schaffen, sagte sich Everard, sooft er mit dem harten Schicksal haderte, das ihm und seinen Brüdern so unvermittelt auferlegt worden war. Wir dürfen nicht scheitern. Zu viel steht auf dem Spiel.

Doch seine Entschlossenheit wurde auf eine harte Probe gestellt.

Nach mehreren Tagen, an denen sie nur äußerst schleppend vorangekommen waren, bestand für Odo kaum noch Hoffnung. Sie hatten den Pfeil entfernen und die Blutung stillen können, aber die Wunde hatte sich entzündet, und der Ritter lag in Fieberschauern. Everard wusste, wenn Odo noch eine Chance haben sollte, lebend in die heimatliche Festung zurückzukehren, brauchte er eine Rast und ein trockenes Lager. Aber da die Kundschafter meldeten, dass ihre Verfolger noch immer nicht aufgegeben hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihren Weg durch das feindliche Gebiet fortzusetzen und auf ein Wunder zu hoffen.

Am sechsten Tag stießen sie auf dieses Wunder: eine kleine, abgeschiedene Einsiedelei.

Die Ritter hätten sie gar nicht bemerkt, wenn nicht ein paar Nebelkrähen darüber ihre Kreise gezogen hätten, was einem ausgehungerten Späher der Vorhut aufgefallen war. Das kleine Kloster, das nur aus ein paar in den Fels gehauenen Räumen bestand, fügte sich nahezu unsichtbar in die Landschaft ein, hoch oben in einer Ausbuchtung der Bergwand, die schützend darüber aufragte.

Die Männer ritten so dicht wie möglich heran, dann ließen sie Pferde und Fuhrwerk zurück und kletterten das letzte Stück den mit Felsbrocken und Geröll übersäten Hang hinauf. Everard staunte über die Hingabe der Männer, die – augenscheinlich vor vielen hundert Jahren – an einem so entlegenen, gefahrvollen Ort dieses Einsiedlerkloster erbaut hatten, und er fragte sich, wie es sich in dieser Gegend trotz der umherziehenden Banden marodierender Seldschukenkrieger halten können.

Sie näherten sich vorsichtig, mit gezogenen Schwertern, auch wenn sie sich kaum vorstellen konnten, dass an diesem unwirt-

lichen Ort tatsächlich Menschen lebten. Doch zu ihrem Erstaunen wurden sie von etwa einem Dutzend Mönchen empfangen, wettergegerbten alten Männern und Jüngeren, die sie schnell als Brüder in Christo erkannten und ihnen Speise und Obdach anboten.

Das Kloster war sehr klein, aber für seine Lage überraschend gut ausgestattet. Odo wurde auf ein trockenes Lager gebettet und mit warmem Essen und Getränken versorgt, um die geschwächte Abwehr seines Körpers zu stärken. Everard und seine Männer wuchteten die drei Truhen den Hang hinauf und brachten sie in einer kleinen, fensterlosen Kammer unter. Daneben befand sich ein eindrucksvolles Skriptorium, das eine umfangreiche Sammlung gebundener Manuskripte beherbergte. An den Pulten saßen eine Handvoll Kopisten, so in ihre Arbeit vertieft, dass sie die Besucher kaum zur Kenntnis nahmen.

Die Mönche – Basilianer, wie Everard und seine Kameraden bald erfuhren – konnten die Neuigkeiten, die die Ritter brachten, kaum glauben. Die Vorstellung, dass die Armee des Papstes Mitchristen belagerte und christliche Städte plünderte, war trotz des großen Schismas schwer zu fassen. In ihrer Abgeschlossenheit hatte die Klostersgemeinde nichts von der Eroberung Jerusalems durch Saladin oder vom gescheiterten Dritten Kreuzzug erfahren. Jede weitere Nachricht traf sie wie ein Schlag, ließ ihre Herzen mutloser und die Furchen auf ihren Stirnen tiefer werden.

Einen heiklen Punkt ließ Everard bei seinem Bericht offen: Weshalb er und seine Ordensbrüder nach Konstantinopel gezogen waren und welche Rolle sie bei der Belagerung der großen Stadt gespielt hatten. Ihm war klar, dass diese orthodoxen Mönche sie leicht für Soldaten der latinischen Truppen hätten halten können, die gegen die Tore ihrer Hauptstadt zogen. Und es gab einen weiteren, noch heikleren Punkt, den der *Hegumen* des Klosters, der Abt, schließlich auch ansprach.

«Was führt Ihr in diesen Truhen mit Euch?», fragte Pater Philippicus ihn.

Everard war nicht entgangen, wie neugierig die Mönche die Truhen beäugt hatten, und er wusste nicht recht, was er erwidern sollte. Nach kurzem Zögern sagte er: «Das weiß ich so wenig wie Ihr. Ich habe nur den Befehl, sie von Konstantinopel nach Antiochia zu bringen.»

Der Abt blickte ihm in die Augen und schien seine Erwiderung zu überdenken. Nach einem Moment unbehaglichen Schweigens nickte er achtungsvoll und erhob sich. «Es ist Zeit zur Vesper, und anschließend werden wir uns zur Ruhe begeben. Wir können unser Gespräch morgen fortsetzen.»

Die Ritter bekamen nochmals Brot, dazu Käse und Becher mit einem Anisaufguss. Dann wurde es still im Kloster bis auf das unablässige Rauschen des Regens vor den Fensteröffnungen. Das monotone Geräusch musste Everard trotz seines Unbehagens eingelullt haben, denn er sank schon bald in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, blendete ihn grelles Sonnenlicht. Er setzte sich auf. Trotz des Schlafes fühlte er sich matt, seine Lider waren schwer und seine Kehle wie ausgedörrt. Er blickte um sich – die beiden Ritter, mit denen er die Kammer geteilt hatte, waren fort.

Als er versuchte aufzustehen, gelang es ihm vor Schwäche kaum; seine Glieder wollten ihm nicht gehorchen. Neben dem Eingang standen einladend ein Krug Wasser und eine kleine Schale. Auf unsicheren Beinen schlurfte Everard darauf zu, hob den Krug an die Lippen und trank ihn aus. Sogleich fühlte er sich besser. Er wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab, richtete sich auf und machte sich auf den Weg zum Refektorium – doch sehr bald spürte er, dass etwas nicht stimmte.

Wo waren die anderen?

Von Unbehagen erfasst, schlich er barfuß über die kalten

Steinfliesen, vorbei an mehreren Zellen und dem Refektorium. Sämtliche Räume waren leer. Als Everard vom Skriptorium her ein Geräusch hörte, ging er darauf zu. Noch immer fühlte er sich ungewohnt schwach, und seine Beine zitterten unkontrollierbar. Als er an der Tür zu der Kammer vorbeikam, in der sie die Truhen gelagert hatten, stieg eine Ahnung in ihm auf. Er hielt inne, dann schlich er hinein, alle Sinne aufs äußerste gespannt. Was er sah, bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen.

Die Truhen waren aufgebrochen, die Schlösser aus den Beschlägen gerissen.

Die Mönche wussten um den Inhalt.

Eine Welle der Übelkeit erfasste ihn, und er musste sich an die Wand lehnen. Mit aller Kraft, die er aufzubringen vermochte, stolperte er wieder aus der Kammer und weiter ins Skriptorium.

Der Anblick, der sich seinem verschwommenen Blick bot, ließ ihn erstarren.

Seine Brüder lagen kreuz und quer auf dem Boden des großen Raumes, in verdrehter, unnatürlicher Haltung, reglos, in ihren starren Gesichtern die eisige Blässe des Todes. Nirgends war Blut zu sehen, keinerlei Anzeichen von Gewalt. Es war, als hätten sie einfach aufgehört zu leben, als sei ihnen das Leben ganz langsam ausgesaugt worden. Hinter ihnen standen die Mönche in einem makabren Halbkreis und starrten ihn ausdruckslos an, in der Mitte der Abt, Pater Philippicus.

Everard, der ihnen auf zitternden Beinen gegenüberstand, verstand plötzlich.

«Was habt Ihr getan?», fragte er, doch die Worte drohten ihm in der Kehle steckenzubleiben. «Was habt Ihr mir gegeben?»

Er wollte sich auf den Abt stürzen, aber noch ehe er einen Schritt tun konnte, fiel er auf die Knie. Er stemmte den Oberkörper hoch und versuchte angestrengt, sich zu besinnen, zu begrei-

fen, was geschehen war. Man musste ihnen allen am Abend zuvor ein Schlafmittel gegeben haben. Das Anisgetränk – bestimmt war es das gewesen. Ein Schlafmittel, damit die Mönche ungestört die Truhen durchsuchen konnten. Und dann, am Morgen – das Wasser. Es war vergiftet, begriff Everard und krümmte sich unter Krämpfen. Der Schmerz war so stark, dass ihm übel wurde. Sein Gesichtsfeld verengte sich, seine Hände zitterten unkontrollierbar. Es fühlte sich an, als stünden seine Eingeweide in Flammen.

«Was habt Ihr getan?», stieß der Templer noch einmal tonlos hervor, kaum noch verständlich, die Zunge bleischwer in seinem ausgedörrten Mund.

Pater Philippicus trat vor, blieb vor dem am Boden liegenden Ritter stehen und blickte auf ihn herab, einen Ausdruck finsterner Entschlossenheit auf dem Gesicht. «Den Willen des Herrn», antwortete er schlicht. Dann hob er die Hand und bewegte sie langsam erst von oben nach unten, dann von links nach rechts. Mit kraftlosen Fingern schlug er das Kreuz in die flimmernde Luft zwischen ihnen.

Es war das Letzte, was Everard von Tyros sah.

## KAPITEL EINS



### Istanbul – heute

«*Salam, Professor. Aja vaught darid ke ba man sohbat bo konid?*»

Behrouz Sharafi blieb stehen und drehte sich überrascht um. Der Fremde, der ihm zugerufen hatte, war ein gutaussehender, eleganter Mann, dunkler Typ, Mitte bis Ende dreißig, groß und schlank, das schwarze Haar mit Gel zurückgekämmt. Er trug einen anthrazitgrauen Rollkragenpullover unter dem dunklen Anzug und lehnte an einem geparkten Wagen. Ein kleiner Wink mit der zusammengefalteten Zeitung, die der Mann in der Hand hielt, bestätigte den fragenden Blick des Professors. Sharafi rückte seine Brille zurecht und musterte den Mann. Er war sich ziemlich sicher, ihm noch nie begegnet zu sein, aber der Fremde war offenbar Iraner wie er selbst, denn er sprach akzentfrei Persisch. Das war eine Überraschung. Sharafi war seit seiner Ankunft in Istanbul vor mehr als einem Jahr nicht vielen Iranern begegnet.

Der Professor zögerte, dann gab er dem einladenden und erwartungsvollen Blick des Fremden nach und ging ein paar Schritte auf ihn zu. Es war ein milder Spätnachmittag, und auf dem Platz vor der Universität ließ die rege Betriebsamkeit des Tages allmählich nach.

«Entschuldigung, sind wir –»

«Nein, wir sind uns noch nicht begegnet», bestätigte der

Fremde und manövrierte den Professor mit behutsamer Geste zur Beifahrertür des Wagens, die er ihm soeben geöffnet hatte.

Von plötzlichem Unbehagen erfasst, hielt Sharafi inne. Bis jetzt hatte er seinen Aufenthalt in Istanbul als befreiend empfunden. Die Anspannung, ständig auf der Hut sein zu müssen, aufpassen zu müssen, was er – als Sufi und Professor der Universität von Teheran – sagte, hatte mit jedem Tag nachgelassen. Weit entfernt von den politischen Unruhen, die die wissenschaftliche Tätigkeit im Iran einschränkten, hatte der siebenundvierzigjährige Historiker sein neues Leben in diesem weniger isolierten und weniger gefährlichen Land genossen, ein Land, das immerhin den Beitritt zur Europäischen Union anstrebte. Ein Fremder im dunklen Anzug, der ihn einlud, in sein Auto zu steigen, hatte dieses kleine Luftschloss in einem Augenblick ins Wanken gebracht.

Der Professor hob die geöffneten Hände. «Entschuldigen Sie, ich weiß gar nicht, wer Sie sind, und es –»

Wieder unterbrach ihn der Fremde in dem gleichen zuvorkommend-höflichen Ton. «Bitte, Professor. Ich muss mich entschuldigen, dass ich so unvermittelt an Sie herantrete, aber ich muss mit Ihnen sprechen. Es geht um Ihre Frau und Ihre Tochter. Sie sind womöglich in Gefahr.»

Sharafi war zwischen Angst und Verärgerung hin- und hergerissen. «Meine Frau und – was ist mit ihnen? Wovon sprechen Sie?»

«Bitte», wiederholte der Mann, der in keiner Weise beunruhigt klang. «Es wird alles gut. Aber wir müssen wirklich dringend miteinander reden.»

Sharafi sah sich hastig um, ohne selbst recht zu wissen, wonach. Abgesehen von dem zutiefst beunruhigenden Wortwechsel, in den er gerade verwickelt war, schien alles normal. Eine Normalität, die – das war ihm klar – von diesem Moment an aus seinem Leben verschwunden war.

Er stieg in den Wagen ein. Obwohl es sich um einen neuen BMW der Luxusklasse handelte, war der Innenraum von einem seltsamen, unangenehmen Geruch erfüllt, der Sharafi sofort auffiel, den er aber nicht einordnen konnte. Der Fremde setzte sich ans Steuer und fädelt sich in den spärlichen Verkehr ein.

Sharafi konnte sich nicht länger beherrschen. «Was ist passiert? Was meinen Sie damit, sie sind womöglich in Gefahr? Was für eine Gefahr?»

Der Fremde blickte unbeirrt geradeaus. «Genau genommen geht es nicht nur um die beiden. Es geht um Sie alle drei.»

Der nüchterne, gelassene Ton, in dem er das sagte, war nervenaufreibend.

Der Fremde warf Behrouz einen Seitenblick zu. «Es hat mit Ihrer Arbeit zu tun. Genauer gesagt mit einer Entdeckung, die Sie kürzlich gemacht haben.»

«Einer Entdeckung, die ich gemacht habe?» Einen Moment lang verstand Sharafi gar nichts, dann rastete etwas ein, und ihm wurde schlagartig klar, was der Mann meinte. «Der Brief?»

Der Fremde nickte. «Sie versuchen herauszufinden, was es damit auf sich hat – bisher jedoch ohne Erfolg.»

Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, ausgesprochen mit einer Gewissheit, die sie nur noch bedrohlicher machte. Der Fremde wusste nicht nur von der Entdeckung an sich, sondern anscheinend auch davon, wie unergiebig Sharafis bisherige Nachforschungen verlaufen waren.

Der Professor rückte nervös seine Brille zurecht. «Woher wissen Sie das?»

«Ich bitte Sie, Professor. Ich bin stets bemüht, über Dinge, die mich neugierig machen, so viel wie möglich in Erfahrung zu bringen. Ihre Entdeckung hat mich neugierig gemacht. Ausgesprochen neugierig. Und mit der gleichen Akribie, mit der Sie

sich Ihrer Arbeit und Ihren Forschungen widmen – einer bewundernswerten Akribie, wie ich hinzufügen muss –, widme ich mich *meiner* Tätigkeit und *meinen* Nachforschungen. Manche würden es geradezu als Fanatismus bezeichnen. Nun, ich weiß also, worüber Sie forschen. Wo Sie Ihre bisherigen Nachforschungen angestellt haben. Mit wem Sie gesprochen haben. Ich weiß, welche Schlüsse Sie bereits ziehen konnten und wo Sie noch im Dunkeln tappen. Und ich weiß noch viel mehr. Auch Nebensächliches. Zum Beispiel, dass die Lieblingslehrerin Ihrer kleinen Farnaz Miss Deborah ist. Und dass Ihre Frau für Sie zum Abendessen *Gheimh Bademjan* vorbereitet hat.» Er hielt inne, ehe er hinzufügte: «Was wirklich ganz reizend von ihr ist, wenn man bedenkt, dass Sie sie erst gestern Abend darum gebeten haben. Aber schließlich befand sie sich in einer sehr verwundbaren Lage, nicht wahr?»

Sharafi spürte, wie die letzte Farbe aus seinem Gesicht wich und Panik von ihm Besitz ergriff. Wie kann er – beobachtet er uns, hört er uns ab? In unserem Schlafzimmer? Es dauerte einen Moment, ehe er imstande war, auch nur ein paar Worte herauszubringen.

«Was wollen Sie von mir?»

«Dasselbe, was Sie wollen, Professor. Ich will ihn finden. Den Schatz, auf den sich der Brief bezieht. Ich will ihn besitzen.»

Ein Gefühl der Unwirklichkeit überwältigte Sharafi und machte es ihm unmöglich, klar zu denken. Er musste sich anstrengen, um noch ordentliche Sätze zustande zu bringen. «Ich bin auf der Suche danach, ja, aber – es ist, wie Sie sagen. Ich komme nicht recht voran.»

Der Fremde sah ihn nur kurz von der Seite an, aber sein harter, starrer Blick fühlte sich an wie ein körperlicher Schlag. «Sie müssen sich eben mehr anstrengen», sagte er. Den Blick wieder nach vorn gerichtet, fügte er hinzu: «Sie müssen sich so sehr an-

strengen, als hinge Ihr Leben davon ab. Was übrigens tatsächlich der Fall ist. »

Er bog von der Hauptstraße in eine enge Seitenstraße ab und hielt vor einem der mit Rollläden verschlossenen Ladenfenster. Sharafi sah sich rasch um. Die Straße war menschenleer, die Fenster über den Geschäften dunkel.

Der Fremde schaltete den Motor ab und wandte sich Behrouz zu.

« Sie müssen wissen, dass es mir ernst ist », teilte er dem Professor mit, noch immer in dem nervenaufreibend ruhigen Ton. « Sie müssen begreifen, es ist sehr, sehr wichtig für mich, dass Sie alles daransetzen – *alles* –, um Ihre Arbeit erfolgreich zu beenden. Ihnen muss wirklich klar sein, wie entscheidend es für Ihr Wohlergehen ist – und auch das Ihrer Frau und Tochter –, dass Sie Ihre gesamte Zeit und Energie dieser Angelegenheit widmen, dass Sie all Ihre Kräfte mobilisieren, all Ihre Möglichkeiten ausschöpfen und dieses Rätsel für mich lösen. Ab sofort dürfen Sie an nichts anderes mehr denken. Nichts. »

Er schwieg, um seine Worte wirken zu lassen. « Und nebenbei », fügte er dann hinzu, « muss ich mich darauf verlassen können, dass Sie nicht auf den Gedanken kommen, zur Polizei zu gehen, denn das hätte wahrhaft fatale Folgen. Das ist mein voller Ernst. Wir könnten jetzt gleich zusammen auf eine Polizeiwache gehen, und ich garantiere Ihnen, Sie wären der Einzige, der unter den Folgen zu leiden hätte – wie gesagt, unter fatalen Folgen. Zweifeln Sie nicht daran, wozu ich fähig wäre und wie weit ich gehen würde, um sicherzustellen, dass Sie dieses Rätsel für mich lösen. »

Der Fremde nahm die Wagenschlüssel und öffnete die Fahrertür. « Vielleicht wird Sie das hier überzeugen. Kommen Sie. »

Er stieg aus.

Sharafi folgte ihm mit weichen Knien. Der Fremde ging zum

Kofferraum. Sharafi blickte auf, ob nicht doch irgendjemand in der Nähe wäre; ihm schossen wilde Phantasien durch den Kopf, etwa davonzulaufen und um Hilfe zu schreien, doch stattdessen folgte er seinem Peiniger mit kraftlosen Schritten, als trüge er Fußfesseln.

Der Fremde drückte einen Knopf an einem der Schlüssel, der Kofferraum des Wagens sprang auf, und die Klappe schwenkte langsam nach oben.

Sharafi wollte nicht wissen, was sich darin befand, aber als der Fremde in den Kofferraum griff, konnte der Professor nicht anders, als hinzuschauen. Erleichtert stellte er fest, dass der Kofferraum leer war bis auf eine kleine Reisetasche. Der Fremde zog sie heran. Als er den Reißverschluss öffnete, schlug Sharafi ein widerlicher Gestank entgegen. Er würgte und stolperte ein paar Schritte rückwärts. Dem Fremden schien der Gestank nichts auszumachen. Er griff in die Tasche und zog gelassen einen Gegenstand aus Haar, Haut und Blut hervor, den er Sharafi ohne eine Spur von Zögern oder Unbehagen entgegenhielt.

Sharafi fühlte, wie ihm der Mageninhalt in die Kehle stieg, als er den abgetrennten Kopf erkannte, den der Fremde hochhielt.

Miss Deborah. Die Lieblingslehrerin seiner Tochter. Beziehungsweise was von ihr geblieben war.

Sharafis Beine gaben nach, er erbrach sich heftig und fiel krampfhaft würgend auf die Knie, rang nach Luft, eine Hand über die Augen gelegt, um das Grauen nicht ansehen zu müssen.

Doch der Fremde war gnadenlos. Er bückte sich, packte den Professor an den Haaren und bog seinen Kopf zurück, sodass er nicht anders konnte, als den abscheulichen blutigen Klumpen anzusehen.

«Finden Sie es», verlangte der Mann. «Finden Sie diesen

Schatz. Tun Sie, was immer dazu nötig ist, aber finden Sie ihn.  
Sonst werden Sie, Ihre Frau, Ihre Tochter, Ihre Eltern in Teheran,  
Ihre Schwester und deren Familie ... »

Er beendete den Satz nicht. Zweifellos hatte der Professor  
begriffen.